

Nr. 232. **Bromberg, den 30. November** **1926.**

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(16. Fortsetzung.

Sender wurde totenbleich. Hatte der Meister seine Besuche im Kloster wirklich erkundet, so mußte er sofort fliehen, gleichviel wohin, auf die Gefahr, am Wege zu erfrieren oder Hungers zu sterben. Denn in Barnow quälten ihn die Fanatiker unter den Chassidim langsam zu Tode.

„Du zitterst! Du kannst mir nicht ins Gesicht seh'n! Hätt'st du dich doch lieber geschämt, eh' du diese Schande und Sünde auf dich und ganz Israel geladen hast! So was war ja noch nicht da, seit Barnow steht . . ."

Kein Zweifel, der Mann wußte alles! Aber hatte er trotzdem bisher geschwiegen, so tat er es vielleicht auch ferner, sofern man ihn nur recht darum anflehte.

„Meister!" stammelte Sender, „denkt an meine Mutter . . ."

„Hast du an sie gedacht, als du dich so an Gottes heiligem Namen versündigt hast?!"

Sender beugte das Haupt noch tiefer.

„Ich sehe ja ein," flehte er, „es ist eine Sünde. Aber seht, anderswo, in Czernowitz zum Beispiel, ist ja jeder Jud' ein „Deutsch" . . ."

„Eine schöne Ausred'! Übrigens hab' ich das sogar von den Czernowitzern, die doch gewiß Abtrünnige sind, nie gehört, daß dort jeder eine Liebschaft mit einer Christin hat wie du! . . ."

„Was!" Sender traute seinen Ohren nicht.

„Willst du dich aufs Lügen verlegen?! Du hast es ja eben gestanden! Du treibst dich täglich irgendwo mit ihr herum! Neulich bist du sogar mit einem ganz beschmutzten Kaftan heimgekommen! Und mager und grün wirst du davon! Pfui! pfui!"

„Ich bin unschuldig!" rief Sender und beteuerte es mit feierlichen Eiden. Es nützte ihm aber nichts, bis er auf Josseles Drängen auch bei dem Leben seiner Mutter schwor, daß er keine Christin liebe. Da erst gab sich der Meister zufrieden; eines solchen Meineids wäre auch der gewissenloseste Jude nicht fähig.

Während aber Sender schwor, dachte er angstvoll nach, welcher Sünde er sich statt dessen beschuldigen sollte. Endlich fiel ihm etwas bei, was nicht allzu unwahrscheinlich klang. Jedes Judenstädtchen ist von einem an Häusern, Bäumen oder Pflöcken befestigten Draht, dem „Eiruw" umzogen. Bei den „Misnagdim" in Galizien, den frommen Gemeinden in Posen und Westpreußen hat der „Eiruw" nur für den Sabbat Bedeutung. Da der Jude an diesem Tage keine Last aus seinem Hause hinaustragen darf, also niemand mit einem Gebetmantel oder einem Taschentuch auf die Gasse treten dürfte, so wird durch den „Eiruw", der den Ort umschließt, die Fiktion hergestellt, als wäre das ganze Weichbild ein Haus. Der Sekte der „Chassidim" aber, die ja in Barnow die herrschende war, genügt diese Bedeutung des Drahtes nicht. Bei ihnen ist es überhaupt verboten, zu anderen Zwecken als in Geschäften oder um das Gotteshaus aufzusuchen, die Stube zu verlassen, denn der Fromme soll daheim sitzen und über Talmud und Thora grübeln. Da aber auch sie dies nicht immer tun können, so bedeutet der „Eiruw" die Grenze, innerhalb deren man spazieren gehen darf, denn da verläßt man gleichsam das Haus nicht.

„Den „Eiruw" hab' ich überschritten", gestand also Sender zu. „Aber seht, Meister, als Kutscher hab' ich mich an frische Luft gewöhnt. Ich muß täglich gehörig laufen!"

Jossele schüttelte den Kopf. „Du lügst mich an", sagte er. Aber sein erster Verdacht war ungerecht gewesen, und eine andere Erklärung für die steifen Hände und die glänzenden Augen seines Lehrlings hatte er nicht — so mußte er denn diesen Anwurf wohl oder übel fallen lassen.

Das aber wurmte ihn, und darum wurde er doppelt heftig.

„Deshalb bist du doch schlecht!" rief er so laut, wie man es kaum je von ihm gehört. „Und von mir kriegst du nie einen Heller! Geh in die Welt, werd' ein Schnorrer! Da bekommst du für deine Späße Essen und noch ein paar Kreuzer dazu . . ."

„Schweigt!" brauste Sender auf und ballte die Fäuste. „Ein Schnorrer!" . . . Nicht umsonst hatte ihn Rosel in der Anschauung erzogen, daß dies das erbärmlichste, jammervollste Gewerbe unter der Sonne sei.

„Warum?!" sagte der kleine Mann höhnisch; der Zorn, der lang zurückgehaltene Haß übermannte ihn. „War nicht dein Vater Mendele ein Schnorrer? Und deine Mutter . . ."

„Meine Mutter?!" fiel ihm Sender heiser vor Wut ins Wort und trat dicht an ihn heran. „Wer was gegen meine Mutter sagt, den schlag' ich nieder! Und mein Vater? Was geht's mich an, was aus Froim dem Schreiber geworden ist? . . . Denn Froim hat er geheißen und nicht Mendele. Er hat mich in die Welt gesetzt — ja! aber wer so schlecht gegen meine arme Mutter war, den brauch' ich nicht als Vater zu achten. Und vorgeworfen hat mir bisher noch niemand das Unglück, für das doch ich nichts kann. Ihr seid der erste — schämt Euch!" . . .

Aber es bedurfte dieser Rüge nicht. Jossele Alpenroth schämte sich in diesem Augenblick ohnehin so sehr, daß er in die Erde hätte versinken mögen, freilich aus einem anderen Grunde, der aber noch viel triftiger war. Er war eben im Begriffe gewesen, eine Roheit zu begehen, die ihm niemand in Barnow verziehen hätte, geschweige denn Frau Rosel, die er so aufrichtig verehrte. Jedem einzelnen in der Gemeinde, auch ihm, hatte ja der Rabbi das Gelübde abgenommen, Sender niemals das Geheimnis seiner Geburt zu entdecken. „Es wär' so schlecht und roh von euch", hatte der Priester gesagt, „wie wenig anderes auf der Welt." Und dieser Roheit, dieser Schlechtigkeit hatte er, Jossele Alpenroth, ein „feiner Mensch", ein frommer Mann, ein Uhrmacher, sich eben schuldig machen wollen! Freilich nur, weil ihm der Zorn die Besinnung geraubt — aber war dies eine Entschuldigung?!

Er war fahl geworden und zusammengeknickt wie ein Taschenmesser.

„Verzeih", stammelte er, „ich . . ."

In derselben Haltung war vor fünf Minuten Sender vor ihm gestanden, als der Meister gesagt, er wisse um seine Schliche. Die beiden hatten ihre Rollen getauscht.

Sender war noch zu erregt, um dessen inne zu werden. Schweratmend stand er da. „Schämt Euch!" wiederholte er noch einmal.

„Ich schäm' mich ja!" sagte der kleine Mann weinerlich, „und du darfst deiner Mutter nichts davon sagen . . ."

Da erst kam Sender der jähe Wechsel der Situation zum Bewußtsein. Jählings schlug nun auch seine Stim-

mung um, er fühlte einen Lachreiz in der Kehle. Aber er unterdrückte ihn und sagte finster: „Ihr aber werdet ihr natürlich vom „Eiruw“ erzählen und daß ich überhaupt nichts tauge . . .“

„Nein!“ beteuerte Jossele. „Hab' ich ihr denn bisher was gesagt? Also — es bleibt unter uns?“

Er streckte dem Lehrling die Hand hin. Aber dieser tat, als sähe er es nicht. Es überraschte ihn, wie zerknirscht der Meister nun war ,er wußte es sich nicht recht zu erklären, aber das war Josseles Sache, und die seine war, aus dieser Wendung der Dinge Nutzen zu ziehen.

„Ihr habt mich schwer gekränkt“, sagte er. „Ob ich als Uhrmacher was tauge oder nicht — gleichviel — ich bin ein ehrlicher Mensch wie Ihr . . . Der Mutter will ich nichts davon sagen, es würde sie auch zu sehr kränken, aber einen Dritten wollen wir fragen, ob das recht war, mir vorzuwerfen, daß ich eines Schnorrers Sohn bin. Den Rabbi zum Beispiel, wenn es Euch recht ist . . .“

„Um Gotteswillen!“ wehrte der Uhrmacher so entsetzt ab, daß ihn Sender ganz verblüfft anstarrte.

„Nein“, fuhr der Meister fast atemlos fort. „Wir brauchen keinen Schiedsrichter! Wir werden uns auch so vertragen. Du verzeihst mir und ich dir!“ Er ergriff Senders Hand und drückte sie. „Und was ich noch sagen wollt'“, fuhr er fort, „du hast mich um einen kleinen Lohn gebeten! Du verdienst ihn zwar eigentlich nicht — das heißt — hm! Also — da du den ganzen Tag da sitzest — in Gottes Namen . . . Womit wärst du denn zufrieden?“

Sender riß die Augen weit auf, ihm war's, als ob er träume! Das hatte er nicht zu hoffen gewagt! Wenn er sich vorhin gekränkter gestellt, als er war, so geschah es nur, um dem Meister in Zukunft nicht gar so hilflos gegenüberzustehen, wie heute. Und nun bot ihm dieser das Geld an!

„Ihr seid doch ein guter Mensch“, sagte er gerührt, und er meinte es ehrlich. Ein Gulden Monatslohn war das geringste, was er fordern konnte, und um diesen Betrag bat er auch.

„Ein Gulden?!“ rief Jossele erleichtert; er war auf das Doppelte gefaßt gewesen. „Nun — weil ich dich gekränkt hab' und weil ich hoff', es wird dir ein Sporn sein — du sollst ihn haben! Vom nächsten Monat ab!“

„Nein — gleich!“ bat Sender, und Jossele gab nach. „Aber nun an die Arbeit!“ schloß er.

So saßen Meister und Lehrling wieder friedlich in der Werkstätte nebeneinander, jeder über seine Arbeit gebückt, aber viel brachten beide an diesem Vormittag nicht vor sich. Der Meister war zu ärgerlich, der Lehrling zu freudig gestimmt.

„Ich hab' doch in allem recht gehabt“, dachte Jossele, „und es war dem Pojaz zu gönnen, daß er's einmal gründlich zu hören bekommt. Da bringt mir ein böser Geist den Mendele auf die Zunge! Das hätt' eine schöne Geschichte werden können; in der ganzen Gemeinde wär' ich in Verruf gekommen! Aber das mit dem Gulden war doch eine Übereilung. Was hab' ich nun davon? Der Pojaz bleibt mir auf dem Hals, nur daß ich ihn noch bezahlen muß!“

Hingegen hegte Sender nun keinen Groll mehr. „Ein guter Mensch ist dieser Klein-Josselle“, dachte er, „freilich nur eben so ein Uhrmacher! Merkwürdig, er haßt mich, weil ich ein anderer Mensch bin als er — warum fällt mir nicht ein, deshalb ihn zu hassen?! Er ist mir gleichgültig, eigentlich schau' ich ihm sogar nicht ungern zu, wenn er so dasitzt und seine „Ührchen“ anlächelt — wenn ich einmal in einem Spiel einen braven Handwerker zu machen hab', der auch so viel Verstand hat, wie einem solchen Menschen nötig ist, aber nicht mehr, dann soll er sich benehmen wie Jossele . . . Hassen?! O wie lieb wollt' ich dich haben, wenn ich nicht den ganzen Tag mehr dasitzen müßt' und die verdammten Rädchen reinigen! . . . Nur in einem hat er recht gehabt, ich hätt' die Mie'nicer Geschichte nicht erzählen sollen, aber wenn ich geschwiegen hätt', so hätten die Leut' am End' geglaubt, daß Reb Morche mich nicht gewollt hat . . . Nein“, rügte er sich dann selbst, „lüg' nicht, Sender, deshalb hast du's nicht getan — was wär' dir auch daran gelegen? — sondern weil's dir Freud' macht, wenn die Leut' über deine Geschichten lachen! Es kitzelt dir im Hals, wenn du so was weißt, du würdest dran ersticken, wenn du's verschweigen müßtest! . . . Die dicke Chaje bekommt schon noch einen Mann, Gott sorgt für uns alle“ — er griff nach der Westentasche, wo er den Papiergulden geborgen — „er hat auch für mich und meinen Fedko gesorgt!“

Nicht minder fromm nahm der alte Klosterdiener die Flasche Slibowitz entgegen, die ihm Sender diesmal mitbrachte. „Das hat Gott nicht gewollt,“ sagte er, „daß ich in meinem Schmerz ohne Trost bleibe. Denn unsere Schweinchen, lieber Senderko, wollen noch immer nicht fetter werden!“

Woche um Woche verging und Neujahr war längst vorüber, aber Fedko beantwortete die tägliche Frage, ob der Brief aus Czernowitz gekommen, immer wieder mit einem energischen Kopfschütteln und fügte zuweilen sogar ein spöttisches Wort hinzu. Aber Sender ließ sich nicht irre machen. „Dann kommt er morgen“, sagte er.

Diese Zuversicht sollte sich glänzend erfüllen. Als er eines Tages — es war im Februar und bald ein Jahr herum, seit er in Czernowitz gewesen — wieder an der „Tartaren“-Pforte erschien, stand Fedko harrend da, ein mächtiges Paket unter dem Arm.

„Das hat mir heute der Briefträger gebracht“, sagte er. „Er hat mich sehr ausgelacht, denn es fühlt sich an wie Bücher, und ich kann ja nicht lesen!“

Mit zitternder Hand ergriff Sender das Paket und drückte es an sich. Im Bibliotheksaal löste er die Siegel.

Es waren wirklich Bücher, eine deutsche Sprachlehre zum Selbstunterricht, eine kleine Weltgeschichte, ein Lehrbuch der Geographie, ein Rechenbuch, ein Briefsteller, ein Lesebuch für Gymnasien und ein „Katechismus der Schauspielkunst“.

Ein Brief lag bei. Der Direktor entschuldigte sich zunächst, daß er erst jetzt antworte; er sei erst vor wenigen Wochen mit seiner Truppe nach Czernowitz gekommen, weil sich in der Stadt kein genügendes Publikum für die ganze Wintersaison finde, und habe sich dann auch die Sache gründlich überlegen wollen. Er halte es nach reiflicher Erwägung auch nun noch für das beste, daß Sender in Barnow bleibe, bis er sich die nötigste Bildung angeeignet; sei er erst einmal bei der Truppe, so werde er dafür keine Zeit, keine Ruhe, vielleicht auch keine Lust mehr haben. Mit Hilfe der beiliegenden Bücher werde er sich auch hoffentlich ohne Lehrer forthelfen. „Du nimmst“, heißt es weiter, „zuerst die Sprachlehre durch, dann die anderen Bücher. Der Briefsteller soll dir nur als Muster dienen, den Katechismus liest du zuletzt. Geht es trotz der Bücher gar nicht oder wollen sie dich um jeden Preis verheiraten und kannst du dich unmöglich anders dagegen schützen, so komm in Gottes Namen sofort zu mir — ich bleibe bis Ende April in Czernowitz. Aber es scheint mir, wie gesagt, für dich vorteilhafter, wenn du erst im Januar, also nach einem Jahr, zu mir kommst. Noch eins! Bis du meine Bücher ganz genau durchgelesen hast und verstehst, mußt du das Lesen in der Bibliothek bleiben lassen — dann magst du Schiller oder Lessing lesen, aber nicht Goethe oder Shakespeare. Leb' wohl, bleib' fröhlich, Gott schütze dich, und ich werde dich nie verlassen. Brauchst du Geld, sei es zur Reise oder weil es dir zu schlecht geht, so schreib' mir; ich hab' selbst nicht viel, aber es wird schon für uns beide reichen.“

Sender las den Brief wohl an die zehn Male, seine Augen feuchteten sich, so oft er an den Schluß kam. „Der gute Mensch“, murmelte er, „der gute Mensch! . . . Natürlich will ich ihm in allem gehorchen, es ist ja bitter, daß ich noch hier bleiben muß, aber er weiß, warum!“

„Als Fedko erschien, nahm Sender Abschied von ihm. „Vielleicht komme ich in den nächsten Monaten wieder“, versprach er.

Aber der freundliche Greis schüttelte traurig den Kopf. „Es ist aus,“ sagte er, „für immer aus. Ich habe ja gewußt, es wird so kommen. Daß du täglich so bitter frierst und ich dafür Slibowitz trinke — es war mir immer wie ein schöner Traum, und ein Traum kann nicht ewig dauern. Nun kommt wieder der gemeine Schnaps, wo ich drei Fläschchen trinken muß, bis mein Herz heiter wird — und den muß ich mir obendrein selbst bezahlen. Aber das ist der Welt Lauf! Leb wohl, Senderko!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Drei im Leuchtturm.

Skizze von **Karl Fr. Nimrod.**

Ein steifer Nordwest tat sich auf und setzte den Wogen weiße Schaumkappen auf.

Im Lampenraum des Leuchtturmes, der zugleich Wohngemach war, saßen Ole und Harnig am Tisch und tranken Kaffee. Draußen auf der Plattform stand Julius, wie er sich nannte, und ließ sich die Winde um die Ohren brausen.

Ole besah sich die Bilder einer illustrierten Zeitung, in die letzthin — der Motorkutter mit Proviant kam monatlich zweimal vom Festland herüber zum Turm — der Tabak eingewickelt gewesen.

Es mußte wohl ein besonders interessantes Bild dabei sein, denn Ole sah scharf auf das Papier, blickte dann hinaus zur Plattform — und schob die Zeitung hinüber zu Harnig. Der ließ sich Zeit. Dann beugte er sich über die Bilder. Seine Faust hob sich und fiel wuchtig nieder auf den schmalen Tisch.

Das Bild in der Zeitung zeigte keinen anderen als den, der draußen auf der Plattform stand und sich Julius nannte

Dabei stand die Mitteilung, daß der entflohene Mörder noch nicht wieder habe dingfest gemacht werden können. Er sei entweder ertrunken — oder halte sich an der Küste verborgen.

„Wie lange ist er bei uns?“ fragte Ole, ohne die Pfeife aus dem Munde zu tun. Er wußte es ja genau, aber er fragte doch.

„Vier Wochen sind's, seit wir ihn mit unserem Schlickrutscher aus der sinkenden Jolle holten. Wer er ist, hat er uns ja gesagt.“

„Ja, das hat er. Und wir waren dumm genug, ihm zu glauben, daß er aus Liebeskummer den Tod im Meer suchen wollte. Das haben wir geglaubt!“

„Du ebenso wie ich!“ gab Harnig zur Antwort, denn er hatte aus Oles Worten Vorwürfe herausgehört.

Ole erwiderte nicht. Er schnitt mit dem spitzen Brotmesser das Bild mit dem Text aus der Zeitung, legte das Fetzchen Papier unter den Brotlaib und rief sehr laut: „Julius — Kaffee!“

Der von draußen kam herein. Ein toller Windstoß jagte die eiserne Tür hinter ihm ins Schloß. Ein wenig pathetisch strich er sich die schwarzen Strähnen aus der Stirn. Über einer scharf hervorspringenden Adlernase und unruhigen grauen Augen saß eine hohe Stirne. Der Mann mochte etwa dreißig Jahre alt sein und war gewiß kein dummer Bursche. Der Körperbau ließ nichts zu wünschen übrig und das Auftreten war gewandt.

Julius sprach ein paar gleichgültige Worte über das Wetter, schenkte den Kaffee ein und griff nach dem Brotlaib.

Da sah er den Zettel mit dem Bild. Das Brot entglitt seinen Fingern. Er schluckte heftig, dann sank sein Kopf auf die Brust. Den Zeitungsausschnitt hatte er nicht angefaßt. Er schien das Bild und was dabeistand, nicht zum ersten Male zu sehen.

Die große Uhr tickte hart und gleichmäßig. Der Nordwest warf wilde Regenschauer gegen die fingerdicken Scheiben. Am Mast knatterte die Flagge wie Schuß auf Schuß.

„Um 6 Uhr funke ich die Windstärke an das Hafenamt — und, wenn sonst was Besonderes los ist — —“, sagte Ole mehr zu sich selbst als zu den anderen.

Harnig holte tief Atem: „Ich muß dich in Eisen legen, Georg Punk. Aber ich will noch fünf Minuten damit warten. Vielleicht — vielleicht — daß du noch einmal Luft — schöpfen willst — —“

. . . und sein Arm wies plump hinaus zur Plattform.

Der Mörder erhob sich, stieß den Stuhl mit dem Fuß in die Ecke und torkelte zur Eisentüre.

„Lebendig nicht!“ brüllte er, riß die Tür auf, schmetterte sie ins Schloß — — und dann überdeckte neues Tosen des Orkans jedes Geräusch.

Ein paar Minuten später trat Ole hinaus. Die Plattform war leer. Unten tobte ein Hexenkessel, die See warf ihre grausigen Wogen bis zur halben Höhe des Turmes.

Ole trat wieder ins Zimmer. Er nahm die Kappe vom Kopf, und Harnig tat es ihm nach. So saßen sie still für Minuten, dann sagte Harnig: „Besonderes gibt es also nichts zu melden?!“

*

„N—nein, ich wüßte nichts,“ murmelte Ole.

Die Zeitungen brachten wenig später die Nachricht, daß die Leiche des gesuchten Mörders an der Küste angetrieben sei und der Steckbrief sich damit erledige.

Strauße.

Deutschostafrikanische Jagdskizze.

Von Curt Bloedorn.

Spätnachmittag. Ich hielt auf meinem Falben am Rande der Steppe und schaute weit hinein in die Ebene, die, vom Gold des sinkenden Tagesgestirns übergossen, vor mir lag. Der Sonne Strahlen blendeten derart, daß ich selbst mit meinem ausgezeichneten Glas nicht die sich lebhaft bewegenden schwarzen Flecke, da weit hinten, im hohen Gras, auf Art und Namen ansprechen konnte. Es ist immer ärgerlich für einen Jäger, nicht ergründen zu können das, was er sieht oder zu sehen glaubt. Wild mußte es sein, was ich da im Glase hatte. Schwarze waren es nicht, soviel stand fest, denn die großen Antilopenrudel, Zebrasprünge und all das Kleinzeug, das da draußen äste, wären bei Annäherung Eingeborener unruhig geworden und flüchtig abgegangen. Büffel konnten es auch nicht sein, deren graue Färbung wirkt nicht so intensiv dunkel im Sonnenschein, für Leierantilopen standen die sich bewegenden Flecke zu hochgestellt und waren zu kurz im Körperbau. Ich riet alle mir bekannten Wildarten durch, es waren viele, doch ich kam nicht auf die richtige; an Strauße dachte ich nicht im entferntesten.

Mit diesem Tag war ich mehr denn unzufrieden. Am frühen Morgen hatte ich Ärger mit den schwarzen Arbeitern gehabt. Den starken Leierantilopenbock mit seiner braunschwarzen Decke, die in der Ferne schwarz erscheint, hatte ich am Nachmittag mit der Kugel angekratzt und nicht bekommen, an die Kuhantilopen, auf deren Fährten ich eine Stunde nach dem fatalen Schuß stieß, war nicht heranzukommen gewesen, weil keine Deckung war, sie hatten mich bald weggehabt und waren jedesmal flüchtig geworden, wenn i chsie aufs neue anritt. Schopfantilopen, die im Überfluß vorhanden waren, wollte ich nicht schießen, von diesem Wild hatte ich vorläufig genügend erlegt. Mißmutig gab ich meinem Pferd die Eisen. Ich hatte noch einen scharfen Ritt bis zur Station zu machen, wollte ich vor völliger Dunkelheit dort sein. Und Mondschein war nicht. Jawohl, so geht es auch einmal. Jagen kann man drüben alle Tage, wo man will, aber ausgerechnet das erlegen, was man haben will, so etwas gibt es in den seltensten Fällen und auch nicht in der wildreichen Kolonie.

Morgen wollte ich ruhen, überhaupt während einiger Tage nicht die Büchse in die Hand nehmen. Jäger schwören viel und halten wenig. Als die Sonne am nächsten Morgen auf taunasse Gräser schien, saß ich, Karabiner umgehängt, Patronen in der Tasche, auf dem Gaul. So hielt ich mir mein Wort. Aber ich hatte doch Zeit und Langeweile! Was soll man da anderes beginnen, als jagen, auch war es in der Frühe angenehm kühl, die Hitze des Tages war auszuhalten, ich war gesund wie ein Fisch im Wasser, mein Jagdroß munter und gut auf den Beinen. Es hatte einen ziemlichen Sturz leidlich auskuriert. Also los. Ganz von selbst, aus reinem Übermut, fiel der Falbe in einen leichten Galopp. Ich hatte ihm die Zügel freigegeben, mochte er mich tragen, wohin er wollte. „Halt, nein, stopp!“ Mir fiel das Wild in der Steppe, die dunklen Flecke im hohen Grase ein, die ich gestern gesehen und nicht hatte ansprechen können. „Schön, wollen sehen, ob wir heute dahinterkommen!“ Ich durchritt die leichte Senke, kam über einen sterilen, vegetationslosen Streifen, durchquerte vorsichtig den nicht allzubreiten Dornbusch, machte hier und da Wild hoch, das natürlich flüchtig wurde, flinke, trippelnde Klippspringer, Schwarzfersen, ein paar Riedböcke, ich sah Zebras in kleinen Rudeln, Leierantilopen, Buschböcke und Zopfantilopen. Hinter dem Dornbusch begann die eigentliche Steppe, in ihr Wild über Wild, nahe vor mir und in der Ferne. Einem Schießer und Fleischjäger hätte das Herz im Leibe gelacht und der Mann hätte seiner Mordgier frönen können. „Ah! Kudus waren auch da, Wasserböcke, deren Kühe gesondert von den Bullen stehen, ästen in der Nähe. Und dort ist wieder das hochgestellte schwarze Wild!“ — Glas hoch — ich pfiff leise durch die Zähne —, nun hatte ich es erkannt, Strauße! Endlich wieder einmal Strauße! Sie waren knapp geworden, sind sehr flüchtig und deshalb schwer zu haben. Mein Fährtensucher und Jägerjunge wollten heut morgen gern mit, ich hatte sie nicht mitgenommen, da ich allein sein wollte. Jetzt tat es mir leid, sie nicht bei mir zu haben, ich hätte mir die Strauße vielleicht zutreiben lassen können. Ich überlegte, ob ich mir die Jungen nicht noch holen könnte. Ach was, selbst ist der Mann. Im bescheidenen Schatten eines halbtrockenen, wenig belaubten Baumes entwickelte ich meinen Kriegsplan. Anreiten ging nicht. Erstens war zuviel Wild draußen, das beim Durchreiten flüchtig geworden wäre und dann die Strauße mitgerissen hätte, zweitens paßte mein dicker Falbe bei Wettritten im gegebenen Moment; eine alte Sehnenzerrung, die er sich durch einen Sturz einst geholt, ließ ihn bald etwas lahmen. Haben wollte ich aber einen Strauß. Das kleine, treue, blauäugige Mädel in der fernen Heimat wünschte sich in jedem seiner Briefe eine Handvoll schöner Straußenfedern, und von von mir erlegten Tieren sollten sie sein. In ihrem letzten Schreiben wieder bat sie um den Schmuck, „damit alle Freundinnen mich beneiden können.“ „Herrgott ja, Kleine, du sollst Federn haben, nur ist das nicht so einfach Strauße zu erlegen. So dicke, wie auf einem Geflügelhof die Hühner, laufen diese Riesenvögel hier nicht umher.“

Ich mußte erst wieder zurück durch die Dornen, diese umreiten bis an den schmalen Schlupf, an dem eine kleine Bauminsel stand, dann seitlich in die Steppe traben, bis ich in die Nähe jenes buschbewachsenen Hügels kam. Von dieser niederen Bodenerhebung mußte ich zu Fuß weiter. So mußte es gehen! Schön, also los denn! In einer halben Stunde war ich an dem Hügel, der Gaul bekam Fesseln an die Vorderfüße, damit er wohl grasen, aber nicht ausrücken oder mir nachkommen konnte, ich nahm den Karabiner vom Rücken, füllte das Magazin und begann meine Pirsche. Die Sonne hatte ich im Rücken. Jedes Stück Wild in der Grassteppe zeichnete sich genau ab, so auch die Strauße. Es waren ihrer fünf. Ein Hahn, männliche Strauße sind dunkler als die Weibchen, mußte ein alter vorsichtiger Herr mit trüben Erfahrungen sein, denn er äste nur wenig, und dann sehr hastig, äugte fast dauernd umher

und tat überhaupt sehr wenig vertraut. Seine Vorsicht erschwerte natürlich mein Anpirschen. Das niedere, spärliche Gebüsch, die vereinzelt stehenden Bäume gaben herzlich schlechte Deckung. Ein Glück für mich war es, die Farbe meiner Bekleidung paßte sich dem Graugrün der Steppe an, ich mußte auf kurze Entfernung kaum zu erkennen gewesen sein. Ich vermied es nach Möglichkeit, in die Nähe äsenden Schalenwildes zu kommen, konnte es aber doch nicht vermeiden, oft auf Schrittweite auf bereits ruhendes Wild, das im hohen, dichten Gras lag, zu stoßen. Mein ausgestreckter Arm hätte es berühren können. Wenig nur erschrocken sprangen die Tiere auf, verhofften nach einigen stummen Fluchten und äugten mehr erstaunt und verblüfft als voll Furcht dem auf allen Vieren kriechenden Wesen nach, das an ihnen vorbeizog und ihnen nichts tat. Ein kleines Rudel Wasserböcke begleitete mich sogar voller Neugierde eine kurze Strecke, blieb dann in einem Halbkreis hinter mir stehen, und trollte sich erst, als die Tiere Wind von mir bekamen. Günstig für meine Pirsche war, daß das Steppengras über meterhoch, ja zuweilen mannshoch stand, so daß ich ganze Strecken gehend, wenn auch meistens gebückt, mich vorwärts bewegen konnte.

Die Strauße standen in freier Steppe. Ein einzelner Baum, in dessen Stammnähe niederes Gebüsch wuchs, mußte auf Schußweite von den fünf Vögeln stehen. Zu dem wollte ich hin. Wieder hatte ich eine größere Strecke, bald kriechend, bald gebückt schreitend, hinter mir, verschnaufte etwas, hob mich vorsichtig hoch, um Umschau zu halten, und merkte, daß alles Wild sich stetig in meiner Richtung drängte, sich also in Rudeln und Sprüngen mehr und mehr mir näherte. Auch die Strauße, die in Gesellschaft von Zebras waren, taten es. Ich mußte schleunigst weiter vor, mindestens bis zu der leichten Bodenwelle auf 200 Meter voraus, denn an der Stelle, an der ich mich befand, stand das Gras zu hoch, um einen Überblick zu haben und um einen guten Schuß anzubringen. Also weiter! Mit der nötigen Vorsicht versuchte ich mein Heil. Bald wurde der Graswuchs niedriger und spärlicher. Zwei Drittel des Weges hatte ich hinter mir, der Boden stieg mählich an. Ich ruhte einen Augenblick in kniender Stellung, immer scharf auf das Wild und seine Bewegungen achtend. Da, plötzlich sehe ich einen merkwürdig flachen und schmalen Kopf auf langem Hals. Ich zerbiß einen Fluch. Die Strauße, sie sind eher vor mir, als ich sie haben wollte. Der zweite, der dritte Kopf erscheint, dann eine Weile nichts, dann zwei Köpfe auf einmal. Alle verschwinden für Augenblicke, sind wieder da, wieder weg, und so ging es dauernd. Schnell drückte ich vor mir hohe Gräser herunter, um freies Schußfeld zu haben, rückte mich zurecht, Büchse kniend aufgelegt und wartete. Offen gestanden, ich glaubte nicht zu Schuß zu kommen. Ungemein scharf äugen Strauße, und ich saß verzweifelt frei da. Ausgesprochen komisch war der Anblick der plötzlich auftauchenden und ebenso verschwindenden Köpfe der Tiere, die jetzt auf höchstens 100 Meter vor mir sein mußten. In einem Augenblick, in dem ich einen letzten Blick auf das Schloß meines Karabiners warf, war ein Weibchen fast frei vor mir. Langsam kamen hinter ihm die anderen auf und standen, nur noch halb gedeckt von der Bodenwelle und dem Grasmeer, auf dem sie zu schwimmen schienen, vor mir. Scharf zeichneten sie sich gegen den tiefblauen flimmernden Himmel ab. Deutlich konnte ich die großen Augen der fünf Strauße erkennen, die wie erstaunt am nackterscheinenden Kopf die Umgebung absuchten. Jetzt — der eine Hahn trat einen Schritt vor —, ich fühlte mich gesehen, wenn auch nicht erkannt, jetzt mußte es knallen. Auf den Halsansatz, der sich deutlich von der Brust abhob, setzte ich die Kugel. Ich hörte ihren Anschlag, sekundenlang schien der Strauß erstarrt, ein Zittern überlief ihn, dann brach er zusammen. Ich repetierte, um noch einen Schuß auf den zweiten Hahn anzubringen, hatte das Schloß im Augenblick zu weit zurückgerissen, es klemmte, und ehe ich den Karabiner soweit hatte, waren die vier anderen Großvögel in Eile davon. Ein nachgeworfener Schuß ging fehl.

Ob der erlegte Strauß der alte, immer sichernde Herr gewesen ist, weiß ich nicht zu sagen. Gute Federn hatte er. Sorgfältig löste ich alle, auch die kleineren, von den Schwingen, band sie zusammen und nahm sie, wie auch den Schädel des Vogels, den ich erst mit vieler Mühe vom Halse trennen konnte und den ich meiner Sammlung einverleiben wollte, mit zu meinem Falben, den ich ruhig grasend dort fand, wo ich ihn verlassen.

Monatelang sah ich keine Straußen wieder und dann in so weiter Ferne und unter Verhältnissen, die ein Ankommen und Erlegen unmöglich machten.

Einer der vielen arabischen Händler, sein Name ist mir entfallen, irgendein Ben Soundso, nahm das wohlverpackte Paket Federn mit zur nächsten Poststation. Er hat es wirklich aufgeliefert, und mein blondes, blauäugiges Mädel im Norden schrieb mir einen langen Dankesbrief, der mich ein halbes Jahr nach Erlegung „ihres" Straußes erreichte.

Vor neuen Wundern der Technik.

Im Verlauf eines Vortrages in der „Institution of Civil Engineers" verbreitete sich der amerikanische Senator Marconi über eine Reihe neuer technischer Wunder, die durchaus im Bereich der Möglichkeit liegen. Er hält es für sehr wahrscheinlich, daß in absehbarer Zeit elektrische Wellen zwecks Kraftüberführung auf mittleren Entfernungen zur Anwendung gelangen. Voraussetzung hierfür ist nur eine erfolgreiche Festsetzung und Vervollkommnung der bereits unternommenen Versuche, die Richtung der elektrischen Wellen zu derartig parallelen Strahlenbündeln zu bestimmen, daß dabei die Brechung als auch die Energieverluste geringfügig werden. Dann wird es beispielsweise möglich sein, Wasserfälle mit Leichtigkeit auszubauen, ohne dabei die kostspieligen und häufig unzuverlässigen Kabel verwenden zu müssen, um nahegelegene Städte und Ortschaften mit Licht und Strom zu versorgen. Obwohl die Entdeckungen auf dem Gebiet der drahtlosen Wellenvermittlung in den letzten Jahren bedeutsam gewesen sind, erhofft Marconi in dieser Hinsicht noch gewaltigere Umwälzungen. Für künftige Ingenieure erwächst jedenfalls die Aufgabe, sich die elektrischen Wellen in ihrem vollen Umfange dienstbar zu machen.

Das Geheimnis der Körperwärme.

Die Wärmeerzeugung des menschlichen Körpers hat kürzlich eine neue wissenschaftliche Auslegung erfahren. Professor Doktor E. de M. Sajous von der Pennsylvania-Universität in Amerika ist auf Grund sorgfältiger Beobachtungen zu der Überzeugung gelangt, daß für die Entstehung der menschlichen Körperwärme ein gewisser Stoff namens Adrenin von großer Wichtigkeit ist, der von der bei der eigentlichen Niere liegenden Nebenniere ausgeschieden wird.

Biologische Forschungen hatten bisher ergeben, daß die Körperwärme durch einen Oxydationsprozeß zwischen den Körperzellen und dem Sauerstoff der Luft unter Mitwirkung des Blutes in den Geweben entwickelt wird, doch herrschte über die sich hierbei im einzelnen abspielenden chemischen Vorgänge eine ziemliche Unklarheit. Nach Ansicht von Doktor Sajous gelangt das Adrenin von der Nebenniere in die Lungen, wo es Teile des dort befindlichen Sauerstoffes aufnimmt und dabei selbst von den roten Blutkörperchen absorbiert und so in die einzelnen Zellengewebe geleitet wird. Hier nun wird durch seine chemische Verbindung mit den teilweise schon verarbeiteten Nährstoffen ein Zustandekommen von Wärme ermöglicht, wodurch wiederum die Fermente in den Zellen instand gesetzt werden, den Stoffwechselprozeß in vollem Umfange auszuführen.

Die Wärmeentwicklung muß der Körper so regulieren, daß die Temperatur nicht die Fiebergrenze überschreitet. Eine zu hohe Temperatur wird durch Einfluß des Drüsensekrets Cholesterol verhindert und die Beibehaltung normaler Wärmegrade durch das Tyroxin der Schilddrüsen gesichert, das gleichzeitig stimulierend auf die körperliche Wärmeerzeugung einwirkt.

Die günstigen Ergebnisse der Wärme- und Lichtbehandlung durch ultraviolette Strahlen beruhen beispielsweise auf der künstlichen Erzeugung dieses soeben geschilderten physiologischen Vorganges, wenngleich auch diesem Heilverfahren vorläufig gewisse Grenzen gesetzt sind.

Lustige Rundschau

* **Sein Umgang.** Richter: „Sie scheinen sehr schlechten Umgang zu haben?" — Stromer: „Im Gegenteil, ich verkehre seit meiner Jugend fast nur mit Richtern und Staatsanwälten!"

*

* **Die kleine Diplomatin.** „Mutti, weißt du schon, was ich dir zum Geburtstage schenke?" — „Was denn, Gretel?" — „Eine schöne Vase!" — „Aber ich habe doch schon zwei." — „Nein, Mutti, die eine habe ich eben fallen lassen."

*

* **Ins Examen steigen!** „Ach, Herr Professor, wenn Sie mir noch so gut zureden, ich habe keinen Mut, mein Gehirn ist eine einzige Wüste!" — „Na, so schlimm wird's doch nicht sein? Einige Oasen werden sich wohl darin finden?!" — „Ja! Aber ob die Kamele die finden?"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.